

»Du hast nicht danke schön gesagt.«  
 »Wofür?«  
 »Als ich dir die Schüssel mit den Gurken gereicht habe.«  
 »Ini! Sei still!«  
*Sadik! Egoisiere nicht!* Der Ton war haargenau der gleiche.  
 »Ich dachte, du wolltest sie mit mir teilen. Waren sie denn ein Geschenk?  
 In meiner Heimat bedankt man sich nur für Geschenke. Alles andere teilen wir miteinander, ohne darüber zu sprechen. Hättest du die Gurken gern zurück?«  
 »Nein, ich mag sie nicht!« Der Kleine sah Shevek mit dunklen, sehr klaren Augen forschend an.  
 »Das macht es besonders leicht, sie zu teilen«, erklärte Shevek. Der Ältere wand sich vor Verlangen, Ini zu kneifen, doch dieser zeigte lachend seine kleinen, schneeweißen Zähne. Nach einer Weile, in einer anderen Gesprächspause, neigte er sich zu Shevek hinüber und fragte leise: »Möchtest du meinen Otter sehen?«  
 »Ja!«  
 »Er ist im Garten. Mutter hat ihn rausgesetzt, weil sie dachte, dass er dich stört. Manche Erwachsene mögen keine Tiere.«  
 »Ich mag sie gern. Bei mir zu Hause gibt es keine Tiere.«  
 »Wirklich?« Der ältere Junge starrte ihn verblüfft an. »Vater! Herr Shevek sagt, dass es bei ihm zu Hause keine Tiere gibt!«  
 Ini starrte ihn ebenfalls an. »Aber was habt ihr dann?«  
 »Andere Menschen. Fische, Würmer. Und Holumbäume.«  
 »Was sind Holumbäume?«  
 Bei diesem Thema blieben sie eine halbe Stunde. Zum ersten Mal wurde Shevek von Urrasti gebeten, etwas über Anarres zu erzählen. Die Fragen stellten zwar die Kinder, aber die Erwachsenen hörten gespannt zu. Die ethischen Grundsätze sparte Shevek sorgfältig aus; er war nicht gekommen, um die Kinder seiner Gastgeber zu indoktrinieren. Er schilderte ihnen einfach, wie es in der Großen Staubwüste aussah, wie es in Abbenay war, was für Kleider sie trugen, was die Leute taten, wenn sie neue Kleider brauchten, was die Kinder in der Schule lernten. Dieser letzte Punkt entwickelte sich entgegen seiner Absicht schließlich doch zur Propaganda. Ini und Aevi waren begeistert von dem Stundenplan, zu dem Ackerbau, Tischlern, Abfallverwertung, Drucken, Klempnern, Straßenbau, Dramenschreiben und alle anderen Tätigkeiten des Kommunenlebens Erwachsener gehörten, und von seinem Eingeständnis, dass niemand jemals für etwas bestraft wurde.  
 »Obwohl man manchmal gezwungen wird, auf eigenen Wunsch für einige Zeit wegzugehen«, erklärte er.  
 »Aber was –« Oiiie stieß die Frage hervor, als hätte er sie lange und unter

großem Druck zurückgehalten. »Was bringt die Leute dazu, sich anständig zu verhalten? Warum berauben und ermorden sie sich nicht gegenseitig?«  
 »Weil niemand etwas besitzt, das man ihm stehlen oder rauben könnte. Wer etwas braucht, holt es sich aus dem Magazin. Und was die Gewalttätigkeit betrifft ... Na ja, ich weiß nicht, Oiiie. Würden Sie mich einfach so umbringen wollen? Und wenn Sie es wollten, würden Sie sich von einem Gesetz daran hindern lassen? Zwang ist das am wenigsten geeignete Mittel, die Ordnung aufrechtzuerhalten.«  
 »Na schön, aber wie bringen Sie die Leute dazu, die Drecksarbeit zu verrichten?«  
 »Was für Drecksarbeit?«, fragte Oiiies Frau, die nicht gleich begriff.  
 »Müllabfuhr, Gräber schaufeln«, erklärte Oiiie. Und Shevek fügte hinzu: »Quecksilberabbau.« Fast hätte er auch noch gesagt: »Kotverarbeitung«, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig an das Tabu, mit dem die Ioti alle Fäkalwörter belegt hatten. Schon während der ersten Zeit seines Aufenthalts auf Urras hatte er festgestellt, dass die Urrasti zwar zwischen Bergen von Exkrementen lebten, aber niemals über Scheiße sprachen.  
 »Die verrichten wir alle. Aber niemand braucht das lange zu tun, es sei denn natürlich, man mag diese die Arbeit. An jeweils einem Tag in jeder Dekade werden wir vom Kommunenausschuss oder vom Blockausschuss, wer immer gerade Leute braucht, zu derartigen Arbeiten aufgefordert. Wir sind alle in Turnuslisten erfasst. Und die unangenehmen oder gefährlichen Arbeiten, wie zum Beispiel in den Quecksilberminen und -fabriken, werden gewöhnlich nur für jeweils ein halbes Jahr im Leben zugeteilt.«  
 »Aber dann besteht ja die ganze Belegschaft nur aus Leuten, die den Job gerade erst lernen.«  
 »Richtig. Es ist nicht sehr effizient, aber was sollen wir tun? Wir können einem Menschen nicht befehlen, eine Arbeit anzunehmen, bei der er nach ein paar Jahren entweder umkommt oder zum Krüppel wird. Warum sollte er das tun?«  
 »Kann er den Befehl verweigern?«  
 »Es ist kein Befehl, Oiiie. Er geht zum Büro der Arb-Teil und sagt, ich möchte gern dieses oder jenes tun, habt ihr etwas für mich? Und dann wird ihm mitgeteilt, wo es Arbeit für ihn gibt.«  
 »Aber warum melden sich denn überhaupt Leute für die Drecksarbeit? Warum akzeptiert ihr diese zehntägigen Jobs?«  
 »Weil wir sie gemeinsam tun ... Und noch aus anderen Gründen. Wie Sie wissen, ist das Leben auf Anarres karg. In den kleineren Kommunen gibt es nicht viel Unterhaltung, und gerade dort fällt eine Menge Arbeit an. Wenn man also ständig an einem mechanischen Webstuhl arbeitet, dann ist es am zehnten Tag ein Vergnügen, ins Freie zu gehen, um eine Rohrleitung zu ver-



gen oder einen Acker zu pflügen – und auch, um mal mit anderen Menschen zusammen zu sein ... Und dann gibt es natürlich auch eine gewisse Herausforderung. Hier glauben die Menschen, der einzige Anreiz zur Arbeit seien finanzielle Gründe, die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, oder der Wunsch, Profit zu machen. Aber wo es kein Geld gibt, kommen die wirklichen Motive vielleicht deutlicher ans Licht. Die Menschen tun ihre Arbeit gern. Und es macht ihnen Spaß, sie gut zu machen. Sie nehmen gefährliche und schwere Arbeiten auf sich, weil sie stolz darauf sind, dass sie es schaffen, weil sie damit – wir nennen es egoisieren – vor den Schwächeren angeben können. He, seht mal, ihr Schwächlinge, wie stark ich bin! Verstehen Sie? Was ein Mensch gut macht, das macht er auch gern ... Im Grunde ist das wieder das alte Problem des Zwecks und der Mittel. Letztlich wird die Arbeit um ihrer selbst willen getan. Sie ist die beständigste Freude im Leben. Dem individuellen Bewusstsein ist das klar. Dem sozialen Bewusstsein, der Meinung der Mitmenschen, aber ebenfalls. Einen anderen Lohn gibt es auf Anarres nicht, und es gibt auch kein anderes Gesetz. Nur die eigene Freude daran und die Achtung der Mitmenschen. Das ist alles. Unter diesen Bedingungen wird die Meinung der anderen zu einem sehr starken Antriebsfaktor.«

»Lehnt sich denn nie jemand dagegen auf?«

»Möglicherweise nicht häufig genug«, sagte Shevek.

»Arbeiten wirklich alle so schwer?«, fragte Oïes Frau. »Was passiert denn mit einem Mann, der da nicht mitmachen will?«

»Naja, der zieht eben weiter. Die anderen haben irgendwann die Nase voll von ihm. Sie machen sich über ihn lustig, springen härter mit ihm um oder verprügeln ihn sogar. In einer kleineren Kommune kommen sie vielleicht überein, seinen Namen von der Essensliste zu streichen, so dass er selbst kochen und allein essen muss. Das ist sehr demütigend. Also zieht er weiter, lässt sich in einer anderen Kommune nieder, und muss dann möglicherweise wieder weiter. Manche tun das ihr Leben lang. *Nuchnibi* werden sie genannt. Ich bin auch eine Art *Nuchnib*. Ich bin hier, um meinem Arbeitsauftrag aus dem Weg zu gehen. Ich bin nur weiter fortgezogen als die anderen.« Shevek sagte es ganz ruhig. Falls ein Anflug von Bitterkeit in seiner Stimme lag, war er für die Kinder nicht zu erkennen und den Erwachsenen unverständlich. Trotzdem folgte seinen Worten ein kurzes Schweigen.

»Ich weiß nicht, wer hier die Schmutzarbeit verrichtet«, sagte er schließlich.

»Ich sehe nie, dass jemand sie tut. Das ist seltsam. Wer tut sie? Warum tun diese Leute sie? Erhalten sie mehr Geld dafür?«

»Für die gefährlichen Arbeiten, ja. Manchmal. Für die niedrigen Arbeiten nicht. Sogar weniger.«

»Aber warum tun sie sie dann?«

»Weil niedriger Lohn besser ist als gar keiner«, antwortete Oïe, und die

~~Bitterkeit in seiner Stimme war nicht zu überhören. Seine Frau bat ihn nervös, das Thema zu wechseln, aber er fuhr fort: »Mein Großvater war Hausdiener, hat fünfzig Jahre lang in einem Hotel die Fußböden geschrubbt und schmutzige Bettwäsche gewechselt. Zehn Stunden am Tag, sechs Tage pro Woche. Damit er und seine Familie etwas zu essen hatten.« Oïe hielt abrupt inne, blickte erst Shevek auf die altbekannte, misstrauische Weise an, dann seine Frau.~~

~~Diese erwiderte seinen Blick nicht. Sie lächelte und sagte mit nervöser, kindlicher Stimme: »Demaeres Vater war ein sehr erfolgreicher Mann. Als er starb, war er Besitzer von vier Firmen.« Sie lächelte wie ein Mensch, der Schmerzen leidet, und presste ihre schmalen, dunklen Hände fest aufeinander.~~

~~»Ich nehme mal an, auf Anarres gibt es keine erfolgreichen Männer«, sagte Oïe voller Sarkasmus. Dann kam die Köchin herein, um die Teller zu wechseln, und er verstummte. Der kleine Ini, der wusste, dass die ernsthafte Unterhaltung stillstand, solange die Köchin im Raum war, fragte laut: »Mutter, darf ich Herrn Shevek nach dem Essen meinen Otter zeigen?«~~

~~Als sie ins Wohnzimmer zurückgingen, durfte Ini seinen Liebling hereinbringen, einen halb ausgewachsenen Landotter, auf Urras ein häufig vorkommendes Tier. Sie waren schon in prähistorischen Zeiten domestiziert worden, wie Oïe erklärte. Zuerst als Fisch Retriever, dann als Haustiere. Das Tier hatte kurze Beine, einen gewölbten, schlanken Rücken und glänzendes, dunkelbraunes Fell. Es war das erste frei herumlaufende Tier, das Shevek aus der Nähe sah, und es hatte weniger Angst vor ihm als er vor dem Tier. Die weißen, scharfen Zähne waren Respekt einflößend. Vorsichtig und nur, weil Ini ihn dazu drängte, streckte er die Hand aus und streichelte den Otter. Das Tier richtete sich auf die Hinterbeine auf und sah ihn an. Seine Augen waren dunkel, gold gesprenkelt, klug, neugierig, unschuldig. »Ammar«, flüsterte Shevek, zutiefst bewegt von diesem Blick, der die Kluft zwischen ihrer beider Dasein überbrückte. »Bruder.«~~

~~Der Otter grunzte, ließ sich wieder auf alle viere fallen und untersuchte neugierig Sheveks Schuhe.~~

~~»Er mag dich«, stellte Ini fest.~~

~~»Ich mag ihn auch«, erwiderte Shevek ein bisschen traurig. Jedes Mal, wenn er ein Tier, den Flug der Vögel oder die goldene Pracht der herbstlichen Bäume sah, beschlich ihn diese Traurigkeit und wies ihm die Grenze seiner Freude. Zwar dachte er in solchen Momenten nicht bewusst an Takver, an ihre Abwesenheit, es war eher so, als sei sie bei ihm, obwohl er nicht direkt an sie dachte. Es war, als enthielten die Schönheit und die Fremdartigkeit der Tiere und Pflanzen auf Urras eine Botschaft von Takver, die all dies nie sehen würde, deren Vorfahren seit sieben Generationen kein einziges Mal das warme Fell~~